

Sachbuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **87 (2007)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sachbuch

Joachim Fest

Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend

Reinbek: Rowohlt Verlag, 2006

Viele haben oder hätten Joachim Fest zu dessen Lebzeiten als unverbesserlichen Rechten bezeichnet, der mit viel Einfühlungsvermögen eine Hitler-Biographie geschrieben habe, zwanzig Jahre lang als Herausgeber der «konservativen» Frankfurter Allgemeinen Zeitung FAZ fungiert und dort 1986 dem Berliner Historiker Ernst Nolte eine Plattform geboten habe, um den Historikerstreit auszulösen.

Gewiss, Fest war, was in Deutschland – nach den Jahren des Nationalsozialismus – kaum einer zu sein wünschte: ein Konservativer. Er war es aber nicht in einem dogmatischen Sinne, der ihn zum Parteigänger hätte werden lassen. Sein kurzes Engagement für die CDU bezeichnete er später als «Irrweg». Er war vielmehr ein Werte-Konservativer, der stets auf seine Unabhängigkeit bedacht war und viel Sinn für Liberalität besass. Diesen liberalen Geist liess er auch als für das Feuilleton zuständiger Herausgeber der FAZ walten. Unter seiner Ägide wurden Linke wie Heinrich Böll oder Erich Fried als Autoren gewonnen. Er förderte junge Redaktoren, die heute in so mancher überregionalen Zeitung wichtige Positionen bekleiden. Widerspruch war erlaubt, solange kluge Argumente angeführt wurden. Wenn später über die FAZ gesagt wurde, man müsse sie, unabhängig von politischen Präferenzen, unbedingt lesen, dann war dies auch Joachim Fests Verdienst.

Wer Fests Leben Revue passieren lässt, stösst auf Personen, die nicht so recht in das Klischeebild des Mannes passen. Ul-

rike Meinhof, die spätere RAF-Terroristin, gehörte während der 1960er Jahre, als Fest unter anderem Chefredaktor beim NDR in Hamburg war, zu seinen häufigen Gesprächspartnern. Wiewohl beide unterschiedliche Auffassungen vertraten, massen sie ihre Argumente jeweils am anderen. «*Mit wenigen machte es so viel Vergnügen zu streiten wie mit Ulrike Meinhof*», bekannte Fest. «*Jedes Mal, wenn wir uns irgendwo bei einer Party trafen, zogen wir uns in eine Ecke zurück und redeten über Politik.*» Mit Horst Janssen, dem bedeutenden deutschen Graphiker, verband ihn eine enge Freundschaft. Das Verhältnis zu dem exzentrischen Künstler, der dem Alkohol verfallen war, erwies sich bisweilen als problematisch. Dennoch liess Fest von dieser ungleichen Verbindung nicht. Ein Resultat davon war ein beeindruckendes Janssen-Porträt: «Selbstbildnis von fremder Hand». Und schliesslich eine weitere Begegnung: Joachim Fest und Bernd Eichinger, hier der auf Haltung bedachte Bürgerliche, dort der gerne über die Stränge schlagende Produzent. Für den Film «Der Untergang» fanden die beiden zueinander.

Ein Gegensatz ganz anderer Art offenbarte sich im vergangenen Jahr, als ihre autobiographischen Bücher Joachim Fest und Günter Grass gleichsam vertauschte Rollen einnehmen liessen. Der Literatur-Nobelpreisträger und Angehörige des linken Mainstream, der in Fragen der Aufarbeitung der Vergangenheit stets als moralische Instanz aufgetreten war, gab nun «Beim Häuten der Zwiebel» seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS zu. Grass rechtfertigte sein 60jähriges Schweigen mit dem Argument, er habe bisher nicht die rechte Form für sein Bekenntnis gefunden. Während im Rückblick manche hehre Äusserung des Schriftstellers als Ausdruck von Doppelmoral erscheinen muss, ist Fest ein solcher Vorwurf schwerlich zu machen.

«Ich nicht» hat er die «Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend» überschrieben. Darin setzt er seinem Vater Johannes Fest ein Denkmal. Dieser, ein überzeugter Anhänger der Weimarer Republik, Preusse, Katholik und Bildungsbürger, erwies sich als unnachgiebig gegenüber dem NS-Regime. So musste der Lehrer und Rektor die Leitung seiner Schule ab-

geben und wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Man warf ihm seine führende Mitgliedschaft in der Zentrums Partei, im Reichsbanner, einer Organisation zum Schutz der Republik, sowie seine «öffentlich herabsetzenden Reden gegen den Führer» und weitere Nationalsozialisten vor. Angebote des Regimes, über den Eintritt in die NSDAP in den Lehrerberuf zurückzukehren, lehnte er ab. Der Vater von fünf Kindern führte zu Hause einen «zweiten Abendtisch» ein, wo gemeinsam mit den älteren Kindern, also auch Joachim, das Essen eingenommen wurde. «*Ein Staat*», sagte er, «*der alles zur Lüge macht, soll nicht auch noch über unsere Schwelle kommen. Ich will mich der herrschenden Verlogenheit wenigstens im Familienkreis nicht unterwerfen.*»

Solche Erfahrungen wirkten prägend. So berichtet Joachim Fest in den «Erinnerungen» von einem Gespräch mit seinem Bruder Winfried, das wohl in den 1970er Jahren stattfand, über den Einfluss des Elternhauses: «*Ich sprach von den vielfältigen Angriffen, denen ich als Verweigerer der linken Zeitstimmung ausgesetzt sei, und wir zitierten lachend die Dummheiten, die über mich im Umlauf waren. In Wirklichkeit sei uns, ergänzte Winfried, was keiner dieser gross gewordenen Pimpfe ahnte und keiner von ihnen je kennen gelernt hatte, in jungen Jahren eine Art Stolz auf die Abweichung beigebracht worden. Ich sagte, sooft ich nach den Prinzipien gefragt würde, die mich seit je leiteten, hätte ich auf meine skeptische Einstellung und sogar meinen Widerwillen gegen den Zeitgeist und seine Mitläufer verwiesen. Das «Ego non!» jenes nie vergessenen Tages, an dem unser Vater den zweiten Abendtisch eingeführt hatte, sei mir nie zweifelhaft gewesen. Die Lehre der NS-Jahre laute für mich, dem Meinungsstrom zu widerstehen und nicht einmal anfällig dafür zu sein. So sei die Versuchung durch den Kommunismus nie ernsthaft an mich herangetreten, wie viele geachtete, im einen oder anderen Falle sogar fast befreundete Zeitgenossen ihr mindestens zeitweilig auch erlagen.*»

Nichts ist so, wie es scheint. Selbst mit Blick auf Fests Lebensthema – Hitler und der Nationalsozialismus – trägt der Schein. Er hat es sich nicht ausgesucht. Als der «Rias», der Rundfunksender im amerikanischen Sektor, ihm Anfang der 1950er Jahre ein Angebot unterbreitete,

eine Sendereihe zur deutschen Zeitgeschichte zu übernehmen, war Fest gar nicht angetan. Die Zeitgeschichte hatte er bisher tunlichst vermieden. Sein Interesse galt einer lange zurückliegenden Epoche, der italienischen Renaissance. Die Leidenschaft dafür hatte er bereits in den 1930er Jahren entdeckt – auf Anraten seines Vaters. Sein Vater war es auch, der ihn von der Zeitgeschichte fern halten wollte. Für einen ernsthaften Historiker, so Johannes Fest, seien Hitler und Konsorten kein Gegenstand, sondern schlichtweg ein «Gossthema». Joachim Fest indes wies den Geschichtsbegriff seines Vaters als altmodisch zurück. Überdies betonte er das Wissensbedürfnis der Jüngeren, die erfahren wollten, wie es zum Dritten Reich gekommen sei.

Als Leser können wir uns über Fests Themenwahl – Gosse hin, Gosse her – glücklich schätzen. Er war ein Stilist, dessen Eleganz und Brillanz heute ihresgleichen sucht. Die Porträts, die er schliesslich für den «Rias» verfasste, bildeten die Grundlage für die 1963 vorgelegte Sammlung «Das Gesicht des Dritten Reichs», die immer noch lesenswert ist. Standen hier die Täter im Mittelpunkt des Interesses, waren es fast dreissig Jahre später (1994) die Gegner. «Staatsstreich» nannte Fest das Buch, in dem er den «langen Weg zum 20. Juli» nachzeichnete. Aber sein wichtigstes Werk bleibt die Hitler-Biographie (1973). Sie wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und hat seither eine Auflage von fast einer Million Exemplaren erreicht. Hitler wird darin nicht dämonisiert, gewissermassen aus der Ge-

schichte herausgehoben, sondern in sie eingeordnet. Darin liegt die eigentliche Bedeutung der Biographie. Fests Zugang war kein moralischer. Dieser, betonte er des öfteren, sei wenig erkenntnisfördernd und diene meist den Nachgeborenen, um eine gute Figur abzugeben.

Fest rieb sich am Zeitgeist, griff in Debatten ein. Seine Angriffe gegen Linke wurden vielfach als Äusserungen eines Antikommunisten missverstanden. Tatsächlich waren sie Ausdruck seines Antitotalitarismus. Fest wusste nur zu gut um die Gefährdungen der Demokratie, gleich von welcher Seite des politischen Spektrums sie ausgingen. Er war ein grosser Skeptiker. Das zeigte sich auch nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. In seinem 1991 publizierten Essay über den «zerstörten Traum» feierte er das «Ende des utopischen Zeitalters», weil die grossen Heilsentwürfe, die den Himmel auf Erden versprachen, stets nur die Hölle verwirklicht hätten. Doch von Triumph war keine Rede. In der Fortsetzung seiner Überlegungen wandte sich Fest 1993 der «schwierigen Freiheit» zu. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetreiches seien die freien Gesellschaften wieder auf sich selbst verwiesen. Gefahr drohe weniger von aussen, sondern im Innern: «aus der Tendenz zur Überdehnung der Freiheit im Namen der Freiheit».

Joachim Fest hegte den Zweifel seit frühen Tagen. Nur einmal, so scheint es, liess ihn dieser im Stich. Albert Speer, Hitlers Chefarchitekt und Rüstungsminister, dem Fest bei der Abfassung seiner Erinnerungen 1969 geholfen hatte und

über den er später eine Biographie schrieb (1999), konnte Fest offenbar täuschen. Speer wusste wohl mehr über die Massenvernichtung der Juden, als er Fest glauben machen wollte. Selbst grosse Skeptiker irren bisweilen. – Am 11. September 2007 hat sich Joachim Fests Todestag zum erstenmal geöhrt.

besprochen von RALF ALTENHOF, geboren 1964. Der Autor ist promovierter Politologe und Publizist in Freiberg (D).

Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich (Hrsg.)

Zürcher Bibel

Zürich: Theologischer Verlag, 2007

Ulrike Bail, Marlene Crüsemann & Frank Crüsemann (Hrsg.)

Bibel in gerechter Sprache

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2006

Innerhalb weniger Monate sind die «Bibel in gerechter Sprache» und die neue «Zürcher Bibel» erschienen – zwei völlig verschiedene Konzepte, begleitet von einem grossen Medienecho. Dabei ist keineswegs selbstverständlich, dass die heiligen Texte einer Religion in moderne Umgangssprachen übersetzt werden. In den Augen rechtgläubiger Muslime ist der Koran nicht übersetzbar; Allah spricht Arabisch. In Indien rezitieren Brahmanen die dreitausend Jahre alten

europa forum luzern

Wirtschaft, Wissenschaft und Politik im Dialog

Tagungsschwerpunkte

- Wettbewerb und Konsumentenpreise
- Cassis de Dijon-Prinzip
- Parallelimporte
- Konsumentenpreise und Agrarpolitik in Europa

Tagungspartner:

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Integrationsbüro EDA/EVD

RAIFFEISEN

Coop
Europafachstelle Kanton Zürich
Interpharma
vips Vereinigung Pharmafirmen in der Schweiz

Die Konsumentenpreise auf dem Prüfstand

Was tut die EU, wo steht die Schweiz?

JETZT ANMELDEN!

Öffentliche Informationstagung
Montag, 29. Oktober 2007
13.00 bis 21.00 Uhr
KKL Luzern – **Eintritt frei**
www.europa-forum-luzern.ch



Doris Leuthard

Bundesrätin

u.a. mit:

Thomas Cueni | Jean-Daniel Gerber
Bernhard Heitzer | Hansueli Loosli
Walter Stoffel | Rudolf Strahm

Medienpartner:
Beobachter, Handel Heute, Schulthess,
Swiss Equity Magazin, Bauernzeitung
Schweizer Bauer, Schweizer Monatshefte

Patronat:
Integrationsbüro EDA/EVD, Kantone Zürich, Luzern, Uri,
Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug, St. Gallen, Graubünden,
Aargau, Thurgau, Waadt, Wallis, Jura, Stadt Luzern

Veden auswendig in einem archaischen Sanskrit, häufig ohne den Text wirklich zu verstehen. Katholische Intellektuelle schwärmen von der tridentinischen Messe, auch wenn ihre Lateinkenntnisse unzureichend sind. Man möchte das göttliche Geheimnis einfach spüren. Auch in den Synagogen des orthodoxen Judentums wird das von den Christen so genannte Alte Testament auf Hebräisch vorgelesen. Jüdischer Religionsunterricht besteht in erster Linie aus Hebräischunterricht. Als Moses Mendelssohn im 18. Jahrhundert eine jüdische Übersetzung der Thora und der Psalmen ins Deutsche unternahm, war das eine Revolution, ein Symptom der Aufklärung, der Beginn der Assimilation des deutschen Judentums.

Immerhin, bereits in der vorchristlichen Antike gab es Juden, die ihre heiligen Schriften nicht bloss verehren, sondern für sich zu Hause studieren und verstehen wollten. In der ägyptischen Metropole Alexandrien wurde das Alte Testament in die dortige Alltagssprache, das Griechische, übersetzt. Diese Übersetzung, die Septuaginta, wurde zu einem Meilenstein in der Wirkungsgeschichte der Bibel, weil das junge Christentum das Alte Testament in der Regel in dieser Form las. Bis heute ist bei den Orthodoxen und in der römisch-katholischen Kirche die Septuaginta und nicht die hebräische Bibel massgebend und verpflichtend. Bereits die Septuaginta ist ein Beispiel dafür, dass Übersetzungen nie neutral sein können. Die neue Sprache hatte Folgen für den Inhalt. Die Forschung ist heute zwar der Meinung, die Übersetzer der Septuaginta hätten nicht unter hellenistischem Einfluss gestanden und hätten sich nach bestem Wissen und Gewissen an den Urtext gehalten. Doch geht das überhaupt?

Ein schönes Beispiel ist Exodus 3, die Szene, in der der biblische Gott Mose als Führer der Israeliten beruft. In der neuen «Zürcher Bibel» lautet die entscheidende Stelle so: «Mose aber sagte zu Gott: Wenn ich zu den Israeliten komme und ihnen sage: Der Gott eurer Vorfahren hat mich zu euch gesandt, und sie sagen zu mir: Was ist sein Name?, was soll ich ihnen dann sagen? Da sprach Gott zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und er sprach: So sollst du zu den Israeliten sprechen: Ich-

werde-sein hat mich zu euch gesandt.» Der Abschnitt ist überaus charakteristisch für das biblische Gottesverständnis: Gott ist personal und geschichtlich. Sein Sein ist «im Werden», wie der Theologe Eberhard Jüngel formulierte. Man kann Gott nicht dinghaft machen, seiner nicht habhaft werden. Er zeigt sich immer wieder neu – und entzieht sich aufs Neue.

Die Septuaginta übersetzt nun: «Ego eimi ho oon» – «Ich bin der Seiende». Auch wenn nicht bewusst geplant, erwies sich diese Formulierung als Einfallstor für die griechische Ontologie und Metaphysik. Der biblische Gott liess sich von daher mit dem «unbewegten Bewegten» des Aristoteles identifizieren. Der ontologische Gottesbeweis von Anselm von Canterbury und Descartes wurde sprachlich möglich, ebenso die «fünf Wege» in der «Summa Theologica» des Thomas von Aquin bzw. der Satz «Gott ist das Sein-Selbst» des Religionsphilosophen Paul Tillich.

Doch zu den neuen Bibelübersetzungen. Die «Bibel in gerechter Sprache» verdankt sich einsichtigen Beweggründen. Man stiess sich an der sexistischen Sprache mancher Bibelstellen, auch an Formulierungen, die zu Antisemitismus führen könnten. Auch wollte man Gott nicht verdinglichen und schlägt deshalb vor, anstelle des traditionellen «Der Herr» zwischen verschiedenen Varianten auszuwählen: «Adonaj», «der Name», «die Lebendige», «der Lebendige», «Ich-bin-da» usw. So sehr die Motive verständlich sind, das Resultat ist dennoch kaum befriedigend, da Gott so ins Beliebig aufgelöst zu werden droht. Neben durchaus gelungenen Formulierungen (besonders in einigen Paulusbriefen) ist vieles wenig überzeugend und auch zu banal: «Du sollst nicht ehebrechen» (Exodus 20,14) wird mit «Geh nicht fremd», Deuteronomium 5,18 mit «Verletze keine Lebenspartnerschaft» übersetzt. So wird unsichtbar gemacht, dass der Text dem patriarchalischen Altertum entstammt. Besonders unglücklich ist Johannes 1,14 (in der neuen «Zürcher Bibel»: «Und das Wort, der Logos, wurde Fleisch»): «Und die Weisheit wurde Materie». «Fleisch» in der Bibel ist etwas anderes als Materie, nämlich das Hinfallige und Schwache, teilweise auch das, was gegen Gott aufgeht. Einen solchen Satz hätte das Team

der Herausgeberinnen und Herausgeber nicht drucken lassen dürfen.

Und die neue «Zürcher Bibel»? Gemäss der Tradition, die bis auf die «Prophezei», eine von Zwingli gegründete theologische Arbeitsgemeinschaft zurückgeht, bemüht sie sich, so nahe wie möglich am Original zu bleiben, manchmal auf Kosten der Verständlichkeit. Hosea 11,1–2: «Als Israel jung war [spricht Gott], habe ich es geliebt, und ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Sooft man sie rief, haben sie sich abgewandt von ihnen [...]». Was meint hier «von ihnen»? Wird im hebräischen Original nachgeschlagen, zeigt sich, dass hier eine extreme Textnähe vorliegt, obwohl das Original unklar ist. Man hätte aber wohl doch um der Leser willen etwas freier übersetzen sollen – etwa wie die katholische Einheitsübersetzung: «Je mehr ich sie rief, desto mehr liefen sie von mir weg [...]». Die in diesem Fall vorbildliche «Bibel in gerechter Sprache» übersetzt ebenfalls nahe am Hebräischen: «Riefen sie sie, so gingen sie weg, fort von ihrem Angesicht», fügt aber eine erklärende Anmerkung hinzu: «Meist wird der Text zu ‚Rief ich sie‘ o.Ä. geändert. Bleibt man beim hebräischen Text, dürfte sich der Satz auf die Propheten beziehen.»

Wer immer sich für eine präzise Übersetzung interessiert, die sprachlich schön ist, greife zur «Zürcher Bibel». Eine Fülle von sehr gut übersetzten Abschnitten wird es reichlich lohnen. Haften bleiben die Seligpreisungen, deren Stil hochpoetisch ist: «Selig die Armen im Geist – ihnen gehört das Himmelreich. Selig die Trauernden – sie werden getröstet werden. Selig die Gewaltlosen – sie werden das Land erben.» Das Beispiel zeigt: eine in einem guten Sinn konservative, aber keine altväterische und betuliche Sprache wurde hier gewählt. Wertvoll sind die Beigaben: informative Einleitungen zu den einzelnen biblischen Büchern und ein reichhaltiges Glossar – Texte, die sich freilich an ein anspruchsvolles Publikum richten.

Schade nur, dass auf die sogenannten Apokryphen verzichtet wurde, also Stücke aus dem Alten Testament, die nur in der Septuaginta, nicht aber in der hebräischen Bibel überliefert wurden und von denen Luther sagte, sie seien zwar «der Heiligen Schrift nicht gleich zu halten – und doch nützlich und gut zu lesen».

Auch wegen des ökumenischen Dialoges sollte eine heutige Bibelausgabe auf Jesus Sirach, auf die «*Weisheit Salomos*», aber auch auf die Bücher der Makkabäer nicht verzichten, die teilweise auch für das Neue Testament wichtiges Hintergrundmaterial abgeben.

besprochen von FRANK JEHLE, geboren 1939. Der Autor ist promovierter Theologe und Publizist.

Robert Nozick

Anarchie, Staat, Utopie

München: Olzog Verlag, 2006

Robert Nozick (1938–2002) – das war der Vordenker des amerikanischen Radikalliberalismus, der in Europa nie diskursrelevant wurde. Jetzt ist sein 1974 erschienenes «*Anarchy, State, and Utopia*» wieder greifbar, sein bedeutendstes Werk, seine kritische Antwort auf John Rawls Philosophie des egalitären Liberalismus – als neu aufgelegte deutsche Übersetzung versehen mit einem Vorwort von Otto Graf Lambsdorff und einer Einleitung von Friedrich August von Hayek. Argumentativ geht Robert Nozick von John Locke aus, von einem Naturzustand mit vollem Eigentum eines jeden Menschen an sich selbst. Nur diesen Einzelmenschen und dessen Einzelleben anerkennt er. Benutze man den einen um des Wohles anderer willen,

so werde dieser ausgenutzt und zugunsten anderer schlechter gestellt – und das werde dann euphemistisch «gesellschaftliches Gesamtwohl» genannt. Nach Nozick findet sich keine Rechtfertigung dafür, die einen zuungunsten der anderen zu bevorzugen. Verpflichtungen gegenüber anderen, gegenüber dem Staat, dem Volk, der Familie sieht er als Teileignung des Rechts des Menschen an sich selbst. In der Welt der gleichwertigen Einzelmenschen ohne Gesellschaftsverpflichtungen könne somit auch Gleichheit kein Wert an sich sein. Stelle man den Einzelmenschen ins Zentrum, sei das Verhältnis zu anderen Menschen allein danach zu bemessen, ob es durch den freiwilligen Austausch bestimmt werde; treffe dies zu, sei der unterschiedliche Stand an Besitz, Eigentum und Chancen irrelevant.

Wenn Gleichheit kein Wert an sich ist, wird auch alle Umverteilung ungerecht. Die Besteuerung von Arbeitseinkommen sei mit Zwangsarbeit gleichzusetzen, schreibt Nozick. Und räumt sogleich ein, vor einer solchen Aussage schränken manche unwillkürlich zurück. Obschon sie dann aber bestimmt dagegen wären, dass unbeschäftigte Aussteiger beispielsweise zur Arbeit zugunsten Bedürftiger gezwungen würden. Oder anders formuliert: der Sozialstaat besteuert jene, die länger arbeiten als für die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nötig ist. Wenn aber dem Staat das Recht abgesprochen wird, zugunsten Bedürftiger jemandem einen Teil seiner Freizeit durch Zwangsarbeit zu entzie-

hen, wie kann es dann rechtens sein, einem andern zum selben Zweck einen Teil seiner erarbeiteten Güter wegzunehmen? Frage um Frage reisst der Autor tradierte Vorstellungswelten ein und beschert so zeitweiligen Hochgenuss. Ist es einem auch nie ganz wohl an Nozicks Seite – zu nahe wagt er sich an den Abgrund eines gefühlkalten Extremindividualismus –, so muss man ihm doch immer wieder willig zustimmen.

«Anarchie, Staat, Utopia» ist eine intellektuelle Herausforderung, der man sich gerne stellen würde. Ärgerlich nur, dass Nozicks neonlichtkaltes Denken so voll und ganz auf seinen Schreibstil durchschlägt – und Zeile um Zeile ausdornen lässt. Der geistigen Brillanz entspricht leider nicht die sprachliche Eleganz. So wird die Lektüre anstrengend und ermüdend. Was im Vorlesungssaal in Harvard womöglich dynamisch wirkte – das Beispiel, das er flugs zum Zahlenspiel macht, der Übergang von der amerikanischen Kinderbuchwelt zur mathematisch abgestützten Theorie, die Codierung von Lebensumständen und Gedankenexperimenten durch Buchstaben und Zahlen –, hemmt den Lesefluss. Schade, denn Nozick hat vieles zu sagen.

besprochen von MATTHIAS MÜLLER, geboren 1974. Der Autor ist promovierter Jurist in Bern.

sihldruck